

Alltagsleben in körnigem Schwarz-Weiß

Schau In Mannheim sind Fotos von Rimaldas Viksraitis zu sehen.
Von Andreas Langen

Wenn es einen Preis für die unwahrscheinlichste Karriere im internationalen Kunstbetrieb gäbe, dann hätte der litauische Fotograf Rimaldas Viksraitis gute Chancen, ihn zu gewinnen. Mit schlechteren Karten als der heute 63-Jährige kann man kaum in dieses Leben starten. Geboren im hintersten Winkel von Litauen, einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Deutsche Wehrmacht und Rote Armee haben sich abgewechselt mit der Verwüstung und Besetzung des Landes. Als Rimaldas im Kindesalter an Hirnhautentzündung erkrankt, ist wenig Hilfe in Sicht. Fortan hinkt und lallt der kleinwüchsige Junge wie ein Betrunkener.

Sein Geist aber ist hellwach, und der Heranwachsende lässt sich nicht unterkriegen. Mit 17 beginnt er autodidaktisch zu fotografieren. „Mir fiel nichts Besseres ein“, sagt er mit lakonischem Understatement, „ich wollte mir beweisen, dass ich kein hoffnungsloser Fall bin.“ Mit dem Fahrrad klappert er die Dörfer seiner Umgebung ab und dokumentiert das dortige Alltagsleben in körnigen Schwarz-Weiß-Fotos. Als Viksraitis es nach vielen Jahren wagt, arrivierte Fotografen in der Großstadt Kaunas seine Bilder zu zeigen, ist die Kritik vernichtend. Der Gescholtene kehrt zurück – und macht einfach weiter. Über Jahrzehnte erschafft er die Chronik einer Welt, die aussieht, als wäre Bukowski in Bullerbü gestrandet: draußen Kinderbanden auf sonnigen Dorfstraßen, drinnen keine Hütte ohne Schnapsleiche.



R. Viksraitis: „Slaughter“ (1982) Foto: Katalog

Dann kommt die märchenhafte Wendung. Viksraitis hat 2009 eine Ausstellung in einer kleinen Londoner Galerie, als dort Martin Parr vorbeischaudert, weltweit einflussreicher Strippenzieher der Fotoszene. Parr ist begeistert. Er protegirt Viksraitis beim Fotofestival in Arles, einer der wichtigsten Plattformen der Zukunft. Der Litauer gewinnt den Publikumspreis und ist seitdem eine internationale Größe.

Im Mannheimer Museum Zephyr ist seine bisher umfangreichste Werkschau zu sehen, 130 Bilder aus den siebziger Jahren bis 2014. Es sprengt die Grenze des Vorstellbaren, wie dicht der Fotograf am ungeschminkten Leben dran ist: Männer greifen Frauen an die nackten Brüste, die Frauen lachen mit breiten Zahnlücken; ein Zecher lutscht am Ohr eines abgeschlagenen Schweinskopfs; alte Männer entkleiden sich seelenruhig inmitten von ärmlichen Wohnstuben. Dabei schimmert immer so etwas wie Galgenhumor durch.

Die Mischung aus Trash, Realismus und tiefster Symbolik ist vielleicht der innerste Kern von Viksraitis' Werk. Er selbst hat jedenfalls eine klare Meinung dazu: „Einfach und authentisch sein, das ist der Schlüssel zu allem.“

Bis 29. April im Zephyr-Museum Mannheim, Di-So 11-18 Uhr, Katalog 35,90 Euro.

Saxophonist

SWR-Jazzpreis 2018 für Sebastian Gille

Der Saxophonist Sebastian Gille erhält den mit 15 000 Euro dotierten SWR-Jazzpreis 2018. Der 1983 in Quedlinburg (Harz) geborene Musiker fügt dem Jazz eine neue richtungweisende Saxofonsprache hinzu, begründete die Jury am Dienstag ihre Entscheidung. Ihm gelangen Improvisationen von großer melodischer Kraft und rhythmischer Dringlichkeit.

Die Ehrung ist nach Angaben des SWR der älteste Jazzpreis Deutschlands. Er wird 2018 zum 38. Mal vergeben und je zur Hälfte vom Land Rheinland-Pfalz und vom Südwestrundfunk gestiftet. Gille erhält die Auszeichnung am 15. Oktober im Rahmen des Internationalen Festivals „Enjoy Jazz“ in Ludwigshafen. dpa

Glitzernder Budenzauber

Rückblick Die Galerie Schlichtenmaier erinnert in ihrer Stuttgarter Dependence an die Künstlerin Rosalie, die im vergangenen Jahr überraschend gestorben ist.
Von Adrienne Braun

Als im vergangenen Juni die Nachricht kam, dass Rosalie gestorben ist, traf es viele unvorbereitet. Kaum jemand hatte gewusst, dass die Künstlerin und Bühnenbildnerin krank war. Im Grunde wollte auch sie selbst nichts davon wissen – und arbeitete bis zum letzten Tag. Rosalie lebte für ihre Kunst, und falls zwischen ihrer Professur und den Theaterengagements eine Lücke blieb, nutzte sie die Zeit für freie Arbeiten.

Ebendiese Gemälde und poppigen Objekte, die Leuchtkästen und Textarbeiten zeigt die Galerie Schlichtenmaier nun in ihrer Stuttgarter Dependence und macht dabei deutlich: Rosalie war enorm vielfältig. Sie wollte sich nicht auf einen Stil oder eine Disziplin festlegen. Sie eilte von einem Projekt zum nächsten, angetrieben von einem unbändigen Willen, gestalten und schaffen zu wollen – mit aller Leidenschaft.

In der Galerie Schlichtenmaier blüht und grünt es nun fröhlich und bunt auf großen Blumenbildern, die nicht etwa gemalt sind, sondern bei denen Acrylgranulat aufgeklebt wurde. In verschiedensten Größen hat Rosalie diese höchst dekorativen, die Pop-Art zitierenden Blumenbilder gefertigt. Die kleinsten im handlichen Taschenformat kann man bereits zu 300 Euro bekommen. Rosalie liebte ungewöhnliche Materialien und industriell gefertigte Werkstoffe. Für ihre Bühnenbilder und die Arbeiten im öffentlichen Raum griff sie auch mal zu Warnlicht und Wischmopp, zu Putzplatten oder auch bunten Bürsten aus der Autowaschanlage. 1997 hängte sie einen Vorhang aus großen roten Bällen vor das Ludwigsburger Schloss, „genial trivial“ nannte sie die Installation, ein Titel, der im Grunde auf ihr gesamtes Werk zutrifft. Einerseits war sie vom Feuereifer der obsessiven Künstlerin angetrieben, andererseits scheute sie nicht vor Trivialem zurück und liebte den Budenzauber und den glitzernden Oberflächenreiz.

„Diamonds are a Girl's best Friend“ kann man entsprechend auf einem manns-hohen Spiegel lesen, der an Marilyn Monroe erinnert, die den legendären Musical-Hit sang. Die Buchstaben wurden aus zahllosen kleinen Swarovski-Glaskristallen zusammengesetzt – und letztlich werden die Betrachter hier mit sich selbst und den eigenen Sehnsüchten nach Glanz und Glitzer konfrontiert.

Rosalie war sicher keine Künstlerin der intellektuellen Abgründe und schwerewichtigen Analysen, sondern ihr Erfolg beruhte auf ihrer häufig lebensbejahend farbenreichen Ästhetik. Die „Flossis“ haben die Künstlerin auch einem breiteren Publikum bekannt gemacht, diese lustigen Mischwesen aus Frosch und Mensch, die Hausmauern hochzuklettern scheinen. Bei Schlichtenmaier gibt es einige kleinere Exemplare dieser monochrom lackierten Fassadenkletterer – das Stück zu 398 Euro.

Immer wieder ging Rosalie mit ironischem Augenzwinkern ans Werk. Kess überzog sie eine weibliche Figur mit



Die großformatigen Blumenbilder bestehen aus Granulat. Fotos: dpa, Galerie

ERFOLGREICHE BÜHNENBILDNERIN

Person Rosalie wurde 1953 in Gemmrigheim als Gudrun Müller geboren. Sie studierte an der Stuttgarter Kunstakademie Bühnenbild bei Jürgen Rose und nahm den Namen Rosalie an.



Karriere Rosalie machte sich als eine der ersten Frauen im Bühnenbild einen Namen. Schlagzeilen machte ihre Ausstattung zum „Ring des Nibelungen“ 1994 bis 1998 in Bayreuth.

Ausstellung Die Ausstellung „Voll mit wilden Rosen“ ist bis 12. Mai in der Stuttgarter Galerie Schlichtenmaier, Kleiner Schlossplatz 11, zu sehen; geöffnet Dienstag bis Freitag von 11 bis 19 Uhr und Samstag 11 bis 17 Uhr. adr

schwarzen Kunststeinchen oder auch einen riesigen künstlichen Kaktus (12 000 Euro). „In Spiritus cactus“ nennt sich die schwarze Skulptur aus dem Jahr 1998, aus der nicht etwa Blüten herauswachsen, sondern kleine Porzellanköpfe – Köpfchen von Richard Wagner.

Streift man durch die Ausstellung, könnte man meinen, es mit verschiedenen Künstlern zu tun zu haben. Hier stolpert man über gestische Malerei, dort über Konzeptkunst, bei der einzelne Begriffe oder Textfragmente auf der einfarbigen Leinwand zu lesen sind. „Wenn es einen Wirklichkeitssinn gibt, muss es auch einen Möglichkeitssinn geben“, heißt es in Anlehnung an Robert Musil. Bei einer anderen Textarbeit hat sich Rosalie Gedichtzeilen von Friedrich Hölderlin ausgeliehen, wobei die Künstlerin auch hier lieber Lebensfreude versprühte, auf den düsteren Schluss verzichtete und den Fokus lieber unbeschwert auf die Sommerlust lenkte: „Mit gelben Birnen hängst, und voll mit wilden Rosen“ heißt es da, „und trinken von Küssen“.

In den vergangenen Jahre spielte das Licht eine immer größere Rolle in Rosalies Werk, und auch bei den Leuchtkästen „Light Scapes“ meint man, ihre lebensbejahende Grundstimmung zu spüren. Im Nichts schwebende Linien wechseln permanent die Farbe – und auf kühles Blau folgt tröstlich ein warmes Rot wie bei einem Sonnenaufgang.

Neue Filme aus Südamerika und Spanien

Festival Cinelatino zeigt von Donnerstag an Besonderes im Delphi.
Von Thomas Klingengaier

Brasilien ist kein bloßes Urlaubsparadies mehr – das haben auch deutsche Sonnensucher mitbekommen. Zeitungs- und TV-Reportagen berichten von Kriminalitätswellen in den Städten, von Angst und Schrecken selbst in einst sicheren Touristenvierteln. Nur im Kino ist hierzulande nichts von Brasilien zu sehen, auch wenn die dortigen Filmemacher noch anderes liefern als Telenovelas.

Dass aus Mittel- und Südamerika, aber auch aus Spanien entweder gar keine oder nur sehr wenige Filme, eigentlich nur noch die von Pedro Almodóvar, auf unsere Leinwände kommen, ist die traurige Ausgangslage, an der das Festival Cinelatino Jahr um Jahr wenigstens für ein paar Tage etwas zu ändern versucht. An diesem Mittwoch startet es in Tübingen und Freiburg, von Donnerstag, 19. April, an zeigt es dann bis zum Mittwoch, 25. April, im Stuttgarter Delphi Neues etwa aus Kolumbien, Uruguay, Peru, Spanien – und hat dieses Jahr eben Brasilien als Schwerpunktland.

Der offizielle Eröffnungsfilm in Stuttgart allerdings kommt aus Venezuela: „La Familia“ (19. April, 20 Uhr) von Gustavo Rondón Córdova. Es geht um den brutalen Alltag in einem verarmenden Land, den der Film aus der Perspektive des zwölfjährigen Pedro zeigt. Der wird in die

allegenwärtige Gewalt hineingezogen und bekommt große Probleme mit dem eigenen Vater. „La Familia“ gehört zum Programmteil „Fokus Jugend“ wie der direkt davor laufende „Temporada de caza – Jagdsdavor“ (19. April, 18 Uhr) von Natalia Garagiola aus Argentinien. Wieder geht es um einen Vater-Sohn-Konflikt: In einer harten Natur muss der Jagdführer Ernesto die Feindseligkeit seines entfremdeten Sohnes überwinden, den er nach dem Tod der Mutter zu sich nach Patagonien geholt hat.

Die große Auswahl an Filmen, zu deren Vorführung auf dem Festival oft auch die Filmemacher anreisen, könnte leicht zu dem Gedanken verführen, die Macher von Cinelatino könnten aus dem Vollen schöpfen. Schließlich ist im Normalfall keine kommerzielle Auswertung dieser Filme geplant. Genau darin aber liegt das Problem für die Programmacher. Selbst die spanischen Produzenten müssen erkennen, dass sie ihre Filme nie in Deutschland werden auswerten können – außer bei Festivals, deren Zahl noch immer anwächst. So schrauben denn auch die Produzenten ihre finanziellen Forderungen in die Höhe oder geben nur wacklige Zusagen – es könnte ja noch ein besseres Angebot kommen. Auch wenn Cinelatino eine vertraute Traditionsveranstaltung ist, sollte man freudig genießen, dass es sie noch immer gibt.

Das Filmprogramm im Netz unter
www.filmtage-tuebingen.de

Halbgöttin des Zeitlupen-Pop

Konzert Lana del Rey glänzt bei ihrem einzigen Deutschlandauftritt in der Berliner Mercedes-Benz-Arena.
Von Björn Springorum

Der Retro-Popqueen Lana del Rey eilt der Ruf voraus, ein Kunstprodukt zu sein, das vor allem live daran scheitert, ihre verwunschene, schwüle und wollüstige Musikwelt adäquat zu inszenieren. Die ausverkaufte Mercedes-Benz-Arena in Berlin, ein durchgestylter Tummelplatz mit einem Fassungsvermögen von 17 000 Besuchern, erlebt am Montagabend etwas ganz anderes: eine Show, welche die Kunstfigur Lana del Rey mit ihrer realen Doppelgängerin Elizabeth Grant zusammenfallen lässt – und den seltenen Spagat zwischen Instagram-Künstlichkeit und Authentizität meistert.

Sicher ist Lana del Rey ein Popsternchen, eine Diva mit angeklebten Wimpern, Schmolzmund und sehr kurzem Hippie-Kleidchen, deren Lieder ein abgründiges Hollywood der Fünfziger und Sechziger glorifizieren. Sie ist aber eben auch eine selbstbestimmte Frau, die ihre Songs selbst schreibt, den Skandal scheut und sich glaubhaft in Mythos kaliforniens mit seinen Licht- und vielen Schattenseiten suhlt. Und weil sie eben kein Produkt findiger Produzenten ist, nimmt man ihr all das ab, was bei den Taylor Swifts auf der Strecke bleibt. Deshalb ist es vollkommen

okay, wenn sie lolitahaft auf einer Schaukel über der mit Palmen und Pappmaché-Felsen ausgestaffierten Bühne schwebt oder sich lasziv auf dem Flügel reckt und mit ihrer verrauchten Stimme kurz „Happy Birthday, Mister President“ anstimmt. „John F. Kennedy, of course“, fügt sie gleich an, und es klingt wie ein Statement.

Was Lana del Rey an diesem Abend auch tut, ihr Publikum goutiert es mit tosendem Jubel oder andächtiger Stille. Natürlich gibt es alle ihre großen Hits, ihre verträumten, berauschten Zeitlupen-Abgesänge auf den amerikanischen Traum: „Born to die“, „Blue Jeans“, „Summertime Sadness“, dazu jüngeres Material wie „Cherry“, „White Mustang“ oder „13 Beaches“. Was auf ihren Alben mal poppig, mal verschleppt, mal elektrisch klingt, wächst live dank ihrer Band zu einem betörenden, druckvollen Sog irgendwo zwischen „Twin Peaks“, Sixties-Pop, einem Sommerabend auf dem Sunset Strip und sehr laut krachendem Rock zusammen. Insbesondere aus dem finalen Kraftakt „Off to the Races“, auf Platte ein abgründiger Popsong mit prägnanten Beats, wird in Berlin ein tosendes Crescendo aus Gitarren, Drums und del Reys durchdringender Stimme. Sie be-

Sie macht Selfies mit den Fans und verteilt hier und da Küsse.



Lana del Rey

Foto: Getty

herrscht es eben wie keine Zweite, dieses betörende Gefühl zwischen Cabriofahrt durch die Hollywood Hills, faulem Nachmittag am Pool und urbanen Legenden heraufzubeschwören. Wie die von Schauspielerin Peg Entwistle, die sich 1932 vom H des ikonischen Hollywood-Schriftzugs in den Tod stürzte.

Der Star selbst zeigt sich den ganzen Abend in Hochform. Mal kniet sie verführ-

erisch am Bühnenrand und zieht den Ventilator in einer lässig-gekonnten Geste so an sich heran, dass er ihr die langen Haare kokett aus dem Gesicht weht, mal jammt sie mit ihrem Gitarristen und summt einige Liedzeilen von „Scarborough Fair“. Am außergewöhnlichsten ist jedoch ihre Nähe zu den Fans. Teilweise schreitet sie minutenlang die erste Reihe ab, macht Selfies mit ihren Fans, verteilt Küsse und nimmt Geschenke entgegen. Auch das alles wird auf den großen Videoleinwänden in Schwarz-Weiß eingefangen und passt mit dieser Retro-Optik natürlich wie angegossen zu der Generation Instagram, die an diesem Abend in der Überzahl ist. Ganz ehrlich, es gibt deutlich schlechtere Idole.

Und deutlich schlechtere Performer: Schon mit dem Henry-Mancini-Intro „Experiment in Terror“ beweist Lana del Rey diese Stilsicherheit, die fast schon unheimlich ist: Western-Gitarren, dumpfer Bass – noch bevor sie auf die Bühne schreitet, ist das Publikum hinabgetaucht in diesem Strudel aus Dekaden, verruchten Nächten am Strand, Zigarettentrauch und starken Drinks. Es wird die ganzen 100 Minuten nicht nachlassen. Was beweist, dass Kunstfiguren weder unnahbar noch ungläubwürdig sein müssen. Das schafft Lana del Rey ohne einen einzigen Kostümwechsel. Lieber nutzt sie die Zeit, um ihr Publikum den einen oder anderen Song vorzuschlagen zu lassen. Dann spielt sie mit „Serial Killer“ sogar ein Stück von 2013, das nie erschien. Ein Hochgenuss mit Seltenheitswert.